Schriftleitung und Verwaltung:
IX., Pelikangasse 4.
Unmarkirte Briefe werden nicht angenommen, Handschriften nicht zurückgegeben.

Ankündigungsstelle: I., Wollzeile 21.
Insertionspreis nach Tarif. Auch übernehmen Aufträge für uns zu Originalpreisen alle soliden Ankündigungsstellen des In- und Auslandes. Für Frankreich, England, Belgien und Holland ausschließlich nur die Comp. générale de P. M. John F. Jones & Co. in Paris.

Bezugspreise für Wien:
Im Hauptverlage, I., Wollzeile 21: Die tägl. ersch. Morgen- und Abendausgabe: Ganzj. fl. 18.—, viertelj. fl. 4.50, monatl. fl. 1.50. Mit tägl. zweimal. Zustellung in's Haus pro Monat 30 kr. mehr. Einzeln: Morgenblatt 4 kr., Abendblatt 3 kr. Für Inland: Die tägl. ersch. Morgen- und Abendausgabe mit tägl. einmal. Postsendung: Ganzj. fl. 24, viertelj. fl. 6, mit zweimal. tägl. Postsend.: Ganzj. fl. 28, viertelj. fl. 7.

(Sonntags-Ausgabe.)

Deutsche Zeitung.

Bezugspreise für das Ausland:
Vierteljährig: Bei uns für Deutschland und Serbien 7 fl. 60 kr., für alle übrigen Staaten von Europa und Nordamerika 9 fl. 10 kr. Außerdem bei den Postämtern und Zeitungs-Expeditionen in Deutschland 11 M. 10 Pf., Schweiz 20 Fr. 40 Ct., Rumänien, Serbien und Bulgarien 16 Fr. 75 Ct., Rußland St. Petersburg, Moskau, Odessa, Warschau, Riga u. Wilna 5 Rub. 65 Kop., in den anderen Städten 6 Rub. 15 Kop., Türkei 5 fl. 97 kr., Griechenland 7 fl., Egypten 6 fl. 60 kr., Alexandrien 5 fl. 97 kr.; für Italien: E. E. Oblieght in Mailand, Florenz u. Rom (nur Löscher & Co. in Rom) 28 Fr. 50 Ct.; Frankreich: bei der Agence Havas in Paris, 34 Rue Notre Dame des Victoires, 29 Fr. 50 Ct.; England: bei A. Siegle, 30 Lime Street, 24 Sh.; daselbst für die engl. Colonien mit Zuschlag des engl. Portos; Nordamerika: bei E. Steiger, 25 Park Place in New-York, 6 Doll. 40 Cts. in Gold.

Für die an Austräger, Verschleißer &c. bezahlten Beträge leisten wir keine Bürgschaft.

Nr. 7726. Wien, Sonntag, 2. Juli. **1893.**

Die nächste Nummer unseres Blattes erscheint am Montag Nachmittags zur gewöhnlichen Stunde.

Auf Seite 5 des heutigen Blattes befindet sich „Eine, die's versteht" von Vincenz Chiavacci.

Der Roman „Glänzendes Elend" von Hans Hopfen befindet sich auf Seite 13 des heutigen Blattes.

Dem heutigen Blatte ist ferner die Uebersicht der wichtigsten Ereignisse der Woche und die illustrirte belletristische Sonntagsbeilage beigefügt.

Das Silber von Hindostan.

Wien, 1. Juli.

Man braucht nicht die Schatten des Nena Sahib und des Tantia Topi aus ihren Gräbern heraufzubeschwören und nicht an die Blutbäder von Cawnpore und Delhi zu erinnern, und man kann doch durch ruhiges Nachdenken dazu gelangen, in dem währungs- und münzpolitischen Staatsstreich, den Lord Kimberley und Lord Lansdowne in Indien vollzogen haben, mehr als blos ein ökonomisches und währungspolitisches Ereigniß zu sehen. Gold und Silber sind nun einmal seit altersgrauen Tagen die wahren Könige und Herren der Menschen und sie werden es bleiben, bis einmal Bebel'sche Weisheit die Welt beherrscht, bis die Heirat auf Probe die Menschheit beglückt und das Ideal des Nationalzuchthauses mit der gemeinsamen Peitsche den Erdkreis erobert hat. Wer an das Gold und Silber rührt, der sehe sich wohl vor. Gelingt es ihm, sie für sich in Bewegung zu setzen, so warten Macht und Erfolg seiner, macht er sich die beiden verhängnißvollen Metalle zu Feinden, so wird er ihnen unterliegen. Vor mehr als vierhundert Jahren schon schrieb der feinste Beobachter der Menschen, der Gesellschaft und des Staates, der je gelebt hat, schrieb Nicolo Machiavelli, daß die Menschen eher geneigt seien, demjenigen zu verzeihen, der ihnen den leiblichen Bruder erschlagen habe, als dem, der sie um ihr Vermögen gebracht habe. Und ein Historiker von idealstem Schlage, Karl v. Rotteck, hat selbst gesagt, es sei wahr, wenngleich demüthigend, eingestehen zu müssen, daß die blutigsten Edicte des Herzogs von Alba, die grausamste Verfolgung der Protestanten doch die Niederlande nicht zur einmüthigen Erhebung gebracht hätten, dies habe nur die — Vermögenssteuer vermocht, der berühmte „zehnte Pfennig". Er befreite die Niederlande.

Und nun stelle man sich ein Land wie dieses Indien vor, ein Land, dem gegenüber Alles, was wir in Europa alt nennen, erscheint, als ob es von gestern datirte, ein Land, in dem noch heute Halbsouveräne, Dynastien und Adelsgeschlechter ihre Abstammung unmittelbar von den Göttern herleiten, ein Land, in dem noch heute Geschlechter blühen, die schon für alt und vornehm galten in einer Zeit, da die Liechtenstein oder Rohan, Howard oder Colonna noch nicht existirten, in dem Latifundienbesitzer vorhanden sind, die ihre Güter länger besitzen, als die ältesten aller europäischen Dynastien ihr Gebiet, ein Land, in dem, von einer kleinen Elite abgesehen, die alle Laster und einige der Kenntnisse Europas aufgeschnappt hat, die großen Massen in vollster Unwissenheit, ohne jede Ahnung von den Gesetzen der Natur und den Geboten des Verkehrs leben, und man vergegenwärtige sich die Wirkung, die eine nationalökonomische Revolution auf ein solches Land und solche Menschen ausüben muß. Das Sparkassenbuch des „kleinen Mannes" in Indien sind die Nase, die Ohren, die Arme seines Weibes und seiner Töchter. Dort hat er ein bischen Silbergeschmeide „angelegt", das er in den Jahren erspart hat, in denen der Reis besonders gut gediehen war. Und nun ist diese „Anlage" plötzlich entwerthet. Sir Richard Temple, vielleicht die erste anglo-indische Autorität, erzählt in seinem berühmten Buche über Indien, daß auf dem Lande in der Präsidentschaft Bombay selbst schreibkundige Männer — und ihre Zahl beträgt nicht einen vom Tausend! — wenn sie einen Brief in den Postkasten warfen, gerne vorher ein kleines Opfer dem Genius oder Gott des Kastens darbrachten, ein paar Früchte, einige Blumen oder Aehnliches, das sie ehrfurchtsvoll vor dem Kasten niederlegten. Sie wollten dadurch den Genius für sich günstig stimmen, damit er ihren Brief befördere! Als vor ein paar Jahren am nächtlichen Sternenhimmel irgend eine ungewöhnliche Conjunction zu sehen war, geriethen große Theile Indiens in Bewegung. Daß die furchtbare Meuterei der Sepoys entstand, weil das Gerücht sich verbreitet hatte, daß die Patronen mit Schweinsfett bereitet seien, ist bekannt. Und nun stelle man sich 250 Millionen Menschen vor, in deren Köpfen es so aussieht, und sage sich, daß diese 250 Millionen theils in ihrem Besitz direct geschädigt, theils um die Sicherheit ihres Besitzes besorgt geworden sind. Heute devalvirt man das ungemünzte Silber, warum nicht morgen die Rupie selbst, übermorgen den Gold-„Mohur", den noch die Großmogule von Delhi geschlagen haben, oder das Gold selbst? Was ist dann noch sicher? Auf die Massen am Ganges, am Irawaddy, am Indus müssen die Maßregeln der indischen Regierung wirken wie ein Erdbeben, dessen zerschmetternde Wucht man fühlt, dessen Wirkungen man aber nicht entgehen kann.

Daß die Einstellung der freien Silberprägung in Indien für ganz Asien eine ökonomische Revolution bedeutet, darüber ist wohl Alles einig; die politischen Folgen einer Maßregel aber sind einfach unabsehbar. Es kann sein, daß die Millionen dunkler Menschen sich dem Geschehenen schweigend unterwerfen, gerade die größten Massen, die Bengalen, sind physisch schwach und feig. Es kann aber auch sein, daß es bei den kräftigeren Volksstämmen der Halbinsel, bei den Sikhs, Afghanen, Rohillas und Anderen, zu Unruhen oder zum Widerstande kommt. Alles ist ungewiß und unberechenbar bei Menschen, in deren Inneres, in deren Seelenleben, trotz Jones und Williams und Max Müller, der Europäer nicht einblicken kann. Sie können schweigend ertragen, sie können mit zäher Beharrlichkeit passiven Widerstand leisten; England kann sich im Handumdrehen in Asien plötzlich mitten in einer politischen Krise sehen, die vor acht Tagen noch kein Mensch vorausgeahnt hat. Die Münzprobleme und Münzsorgen Europas und Amerikas können für den größten aller Welttheile zum Ferment werden, von dem aber, was die Gährung dann bringen mag, hat Niemand eine Vorstellung; „ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende".

Der Antisemitismus.

Ein internationales Interview.

Von Hermann Bahr.

21.

Francis Magnard.

Der Herausgeber des Figaro hat im Journalismus von der Picke gedient. Er begann in allerhand kleinen satirischen Wochenschriften und jugendlichen Revuen. Kaum 25 Jahre, trat er in die Journale des Herrn v. Villemessant als Redacteur des Evenement und des Figaro. Er führte die Geschäfte des „liseur", indem er täglich die letzte Meinung von Paris aus allen Zeitungen suchte und der Menge in handlichen, bequemen Formeln bot. 1876 wurde er Redacteur en chef, seit dem Tode von Villemessant einer von den drei Directoren des Figaro, den er aus einem engen Mittel der monarchischen und clericalen Partei zu einer freien Tribüne aller neuen Triebe, aller Launen, aller Moden gemacht hat, welche unter den Menschen kommen und schwinden.

Sein literarisches Gepäck ist gering: Ein Roman, „Confessions de l'abbé Jérôme", der 1869 erschien und jetzt nicht mehr im Handel ist, und ein satirisches Werk „Vie et aventures d'un positiviste, histoire paradoxale" (1876). Der Akademie, für welche er eben jetzt das erstemal, noch gegen seinen Willen, candidirt wird, kann es dennoch genügen. Sie wird ja nicht den Schriftsteller, sondern den Meister des neuen Journalismus empfangen.

Es ist nicht leicht, Einen gerecht zu schätzen, der so viele in Hoffnungen getäuschte Feinde, so viele von Vortheilen bestochene Freunde hat, je nach den Diensten, die er verweigert oder gewährt. Manche rühmen, daß er ein unvergleichlicher Entdecker, der immer frische Talente aus ihrer unbekümmerten Verborgenheit spürt, und mit empfindsamen, verläßlichen und feinen Witterungen aller leisen Triebe in der Kunst, im Leben, in den politischen Processen wunderbar gerüstet sei, und rühmen die köstliche Klarheit jener winzigen Artikelchen, die in ein paar knappen, dürftigen Zeilen jeden Morgen die Formel des Tages, den Geist der letzten Stunde geben und so die Losung des Villemessant mit Glück bewähren: Donner tous les jours une idée aux lecteurs. Andere schmähen, daß er ohne Ueberzeugung, ohne Treue an Personen oder Sachen, ohne rechte Folge seiner Pläne, heute vertheidige, was er noch gestern geleugnet und wie der Erste Einen zu entdecken, auch gerne wieder der Erste sei, der Einen verräth, und schmähen seinen weichen, geschmeidigen, unselbstischen Stil, der immer deutlich die Spuren seiner letzten Begegnung, seiner letzten Lectüre und nur jene leere widerliche Klarheit eines seichten Wassers hat. So wechseln Lob und Schande. Und wenn ihn Catulle Mendès, der süße, liebliche Poet, einen der esprits les plus intéressants et les plus intéressés de ce temps genannt hat, so hat ihn der spöttische Bergerat einen equilibriste moral, social, artistique genannt, der nur die eine Kunst zu üben wüßte: satisfaire toutes les opinions, contenter tous les partis, tirer de l'abonnement dans tous les camps.

Der verrückte Graf.

Es war gar nicht so übel, an lauen Sommerabenden unter der alten Linde vor dem kleinen Dorfwirthshause zu sitzen. Dehnte sich auch gerade keine Rundsicht von großartiger Schönheit vor dem mäßigen Hügel, so verstand doch die Abendsonne aus den ärmlichen Häuschen, dem kleinen Weiher, auf dem sich schnatterndes Geflügel tummelte, den spielenden Kindern und den Rindern, die mit trägem Schritte von der Weide heimkehrten, ein Bild zu stellen, das von eigenartig friedlichem Reize erfüllt war. Und Meister Stüber, der neben seinem Metzgerhandwerk auch das Gemeindegasthaus führte, schänkte keinen schlechten.

Wir saßen zu viert: der Förster, der Verwalter, der Adjunct und der Erzähler dieser sonderbaren Geschichte; wir pafften an unseren kurzen Stummelpfeifen und trieben allerlei Allotria mit den beiden munteren Dakeln des Försters, indeß Meister Stüber hemdärmelig, mit blauem Schurze angethan, ab- und zuging, um die Gläser frisch zu füllen.

„O je! da kommt er, der verrückte Graf!" rief er plötzlich und eilte, so rasch es sein Körperumfang gestattete, die Böschung hinab an den Rand der Straße, auf welcher im tollsten Laufe ein Reiter daherstürmte. Knapp vor dem Wirthshause brachte er mit einem energischen Ruck das Pferd zum Stehen.

„Servus, Ramin! wie bist du nach Hause gekommen?" schrie ihm Meister Stüber mit eifrigem Händewinken und Mützenschwenken entgegen.

Der Reiter warf den Kopf in die Höhe und maß den kleinen, dicken Mann mit einem empörten Blicke. Wir konnten nicht hören, was er auf diese sonderbare Frage erwiderte, aber wir sahen, wie Stüber plötzlich in äußerster Devotion zusammenknickte und eilends in das Haus zurück rannte, um gleich darauf mit einem gefüllten Glase zurückzukommen, das er dem Reiter aufs Pferd reichte. Dieser trank mit einem Zuge das Glas leer, griff nach seiner Brieftasche, reichte dem Wirth einige Noten, sprach in kurzem Commandoton einige Worte, vor denen Stüber nur noch mehr in sich zusammensank, und sprengte ohne Gruß davon.

Mit verdrießlichem Gesicht kam Meister Stüber zu unserem Tische zurück.

„Der hat's nöthig, der aufgeblasene Kerl!" brummte er unter der Nase, während er zwei Zehn-Gulden-Noten sorgfältig zusammenlegte und in seiner mächtigen Brieftasche versorgte.

„Na, was hat's denn schon wieder gegeben?" fragte der Förster.

„Ach was, der ist und bleibt ein verrückter Kerl, der nicht weiß, was er will oder thut. Kommt da gestern spät Abends herbeigerast, wie der Satan, trommelt mich aus dem Bette und verlangt Wein. Ich schänke ihm ein und setze mich ein Weilchen zu ihm — lang kann er ja doch nicht bleiben, dachte ich mir. Ja freilich! Es wurde Zwölf, es wurde Eins und Zwei, und mein guter Ramin sitzt wie eine Mauer. Er trinkt ein Glas ums andere, wird roth wie ein Truthahn und vergnügt wie ein Schneekönig, nennt mich lieber Freund und Kamerad und will endlich um jeden Preis mit mir Bruderschaft trinken. Ich, natürlich, wehre mich. Er ist doch ein Graf und ich ein einfacher Fleischer und Bauernwirth, und ich weiß, daß sich das nicht schickt. Aber da wird er wild, daß ich denke, er schlägt mir die ganze Schänke caput, und so mußte ich ihm den Willen thun. Na, und heute — Sie haben es ja gerade gesehen. Nicht ein Sterbenswort weiß er mehr von der Geschichte. Wie ich ihn per „du" anrede, schaut er mich an, als ob er mich fressen wollte, und fragt mich, was das für ein dummer Witz sein soll. Und wie ich ihn an unser Bruderschafttrinken erinnere, sagt er, ich solle kein Narr sein und ernst nehmen, was er im Rausche thue, und kauft mir meine Bruderschaft um zwanzig Gulden ab. Jetzt frag' ich, wer ist da der Narr?"

Wir mußten laut auflachen, [illegible] so albernes Gesicht machte der Wirth zu seiner eigenen Erzählung.

„Ist gar kein schlechtes Geschäft, lieber Stüber," meinte der Verwalter, „mehr ist die ganze Bruderschaft für keinen Fall werth, und wenn der Herr Graf öfter zu nächtlicher Zeit Durst bekommt, könnt Ihr ein schönes Geld an ihm verdienen."

Stüber wandte sich brummend ab und ging ins Haus. Der Handel schien ihn doch zu gereuen.

Mir schien die Sache eigentlich gar nicht so lustig, wie den Andern. Dieser elegante Mann mit dem vornehmen Gesicht haben sollte sich so weit vergessen, daß er in sinnloser Berauschung mit einem gemeinen Kneipenwirth fraternisirte — das weckte mein psychologisches Interesse. Deßhalb begann ich nach ihm zu fragen, denn ich hatte dieses schlesische Dorf erst vor Kurzem kennen gelernt. Wunderbar genug klang die Auskunft, die mir da wurde.

Man wußte sich sehr gut der Zeit zu erinnern, da Graf Ramin noch nicht „der verrückte Graf" war, da auf Schloß Baulowitz ein glückliches Paar glänzende Gastfreundschaft übte, die Gutsnachbarn nicht genug des Lobes wußten über den Geist und die Anmuth, die dort herrschten, und die Armen nicht genug zu danken wußten, ob des milden Segens, der sich von dort aus ergoß. Ein wenig Tollheit steckte dem Grafen wohl seit jeher in den Gliedern. Er liebte rasende Ritte, waghalsige Streiche, jähe Ueberraschungen, aber alles dies erschien nur wie die Aeußerung eines Ueberschusses an Kraft und Lebensmuth, und der Einfluß seiner zarten und sanften Gattin dämpfte immer wieder seinen Ungestüm. Da kam ein unheilvoller Tag und machte all dem Glanz und Glück ein Ende. Man sprach von schrecklichen Dingen, die sich auf dem Schlosse zugetragen haben sollen, aber etwas Bestimmtes wußte Niemand zu sagen. Man munkelte von Todtschlag, von Untreue, von einem Duell — Alles durcheinander, wie es eben aus Köpfen, die nichts wissen, und aus Mäulern, die gern schwätzen, zu kommen pflegt. Aber, daß Alles anders war, als früher, das konnte Jedermann sehen. Die Gäste blieben aus, und wer etwa doch noch versuchen wollte, der alten Freundschaft Rechnung zu tragen, wurde abgewiesen. Man sah die Gräfin gar nie mehr, der Graf halte sie eingesperrt, wie ein Thier, wie eine Verbrecherin — die schöne, sanfte Frau! Er selbst saß zuerst monatelang auf seinem Schlosse, ohne mit Jemandem zu verkehren. Dann aber kam es plötzlich über ihn. Er ließ sein Pferd satteln und stürmte hinaus und jagte und raste, bis das edle Thier zusammenbrechen wollte. Dann stieg er in irgend einer einsamen Waldschänke ab, schaffte Getränk an, so gut oder so schlecht es zu haben war, und trank, bis die Augen sich ihm verglasten und der Blick sich ihm trübte. Immer häufiger wurde das wilde Reiten und das unbändige Zechen.

Erst spät gesellte er sich wieder zu Menschen. Aber es waren nicht Seinesgleichen, sondern gemeine Leute, die unter ihm standen, als: Knechte, Fuhrleute, Hausierjuden. Die Unterhaltung, die er mit ihnen führte, war merkwürdig genug. Einmal half er ihnen schimpfen über die vornehmen, die schnaßigen Hallunken, die mit ihrem ganzen Adel doch erbärmlichere Kerle wären, als jeder dumme Bauernknecht, ein andermal schalt er seine Cumpane elendes Pack und